

Arbeitsblatt 6a: Das Leben in der Gemeinde

So wie jeder einzelne in die Lebensgemeinschaft der Familie eingebettet war, bildeten ihrerseits die hundert Familien des Ortes die durch die Ortssitte zusammengehaltene Dorfgemeinschaft. Natürlich war das Zusammenleben der Familien zuerst einmal durch das Gesetz geregelt. Dieses schützte auch den einzelnen vor unberechtigten Übergriffen der anderen, es bewirkte aber nicht das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Die Ortssitte dagegen verlangte, dass man den Mitmenschen nicht nur keinen Schaden zufüge oder unbilligen Schmerz bereite, sondern dass man ihm „in allen Dingen förderlich und dienstlich“ sei; so hatten wir es im Konfirmandenunterricht bei der lutherischen Auslegung des neunten Gebots gelernt. Man fühlte sich gegenseitig füreinander mitverantwortlich. Damit entstand über das bloße, gesetzlich geregelte Zusammenleben hinausgehend die lebendige Dorfgemeinschaft, in der sich viele geborgen, manche aber auch gefangen und vergewaltigt fühlten.

Die Gemeinschaft äußerte sich schon in den Formen des Umgangs und der Begegnung. Jeder Mann aus dem Dorf wurde mit dem selbstverständlichen „Du“ angeredet. Dass der Pfarrer, der Lehrer und ihre Frauen mit „Sie“ angesprochen wurden, zeigte nur, dass dieser Personenkreis nicht voll zur Dorfgemeinschaft gerechnet wurde. Es gab noch die ehrende Anrede „Ihr“, aber sie stand nur dem Schultheißen und den eigenen Schwiegereltern zu; man wandte sie auch Fremden gegenüber an, die man nicht kannte, von denen man aber annahm, dass sie aus ähnlichen Verhältnissen kommen könnten.

Wenn sich zwei Isinger im Haus, auf dem Weg oder im Feld begegneten, begrüßten sie sich gegenseitig. Der Gruß sollte dem anderen zeigen, dass man nicht achtlos an ihm vorübergehe und dass man an seinem Tun Anteil nehme. Es gab formale Grußformeln, Formen, bei denen man nichts zu denken brauchte und bei denen man meist auch nichts dachte; sie wurden deshalb sehr nachlässig und verstümmelt gesprochen. Am zeitigen Morgen begrüßte man sich gerne mit einem langgezogenen „Daag“ (Guten Tag!), am frühen Abend mit „Nåbet“ (Guten Abend!); am späten Abend verabschiedete man sich mit „Naacht“ (Gutnacht!) Ähnliche Grußformeln wurden zu anderen Tageszeiten kaum verwendet. Hier war es Ortssitte, durch selbstverständlich zu beantwortende Fragen den Leuten zu zeigen, dass man ihre Arbeit oder ihr Tun zur Kenntnis genommen hatte. Man fragte etwa: „Kommeter?“ (Kommt ihr?), oder „Sender fleißig?“ (Seid ihr fleißig?), oder „Doanter hacke?“ (Hackt ihr?), oder „Gonder hoam?“ (Geht ihr heim?), oder „Sender beim Esse?“. Man konnte auch eine wohlmeinende Aufforderung mit dem Gruß verbinden, etwa „Machet bald Feieråbet!“ oder „Machet it so schnell!“.

Der formale Gruß „Grüßgott!“ wurde zwischen den Leuten des Ortes selten verwendet; mit ihm grüßte man den Pfarrer, den Lehrer und alle Fremden. Dagegen gebrauchte man zum Abschied nach einem Gespräch häufig das formale Wort „adje“, dessen ursprüngliche Bedeutung („bei Gott werden wir uns wiedersehen“) niemand kannte und sicher niemand im Ernst wünschte. Gebräuchlicher war es, auch beim Abschied eine persönliche Bemerkung zu machen, etwa: „Schaffets guot!“ oder „Bleibet gsond beinand!“.

Wie schon in der Familie war es im dörflichen Umgang ganz unüblich, sich bei der Begrüßung oder beim Abschied die Hand zu geben. [...]

In allen Gemeinschaften ist es üblich, sich gegenseitig zu beschenken. In Isingen gab es Geschenke der Gemeinschaft an den einzelnen, die nicht nur erfreuen, sondern wirklich auch helfen sollten. Wurde ein Kind geboren, so machten die Frauen bei der Wöchnerin einen

Besuch, um zu „weisen“. Heute schenkt man in einem solchen Fall ein Jäckchen oder sonstige Kindwäsche, damals schenkte man in Isingen Geld, mit dem die Mutter die Bedürfnisse für den Säugling bestreiten konnte. [...] Durch die Ortssitte waren verbindliche Geschenkaktionen bei der Geburt, der Konfirmation und der Hochzeit vorgesehen. Es sollte dabei immer so viel zusammenkommen, dass die „Schenke“ auch im verschwiegenen Notfall eine echte Hilfe sein konnte. „In die Kindbett“ sollte eine arme Frau wenigstens so viel bekommen, dass sie die Kosten für die Hebamme und für die fälligen Neuanschaffungen in der Kindesausstattung bezahlen konnte. Die ortsüblichen Konfirmationsgeldgeschenke sollten für einen Jungen ausreichen, um eine Taschenuhr für den Sonntagsanzug zu kaufen. [...]

Wenn jemand krank war, so hatte er nach der Ortssitte einen moralischen Anspruch auf materielle Hilfe. Früher einmal, als es noch sehr arme Leute gab, brachte man den Kranken Suppen und andere stärkende Krankenspeisen. Ich erlebte aber nur noch, dass man den Kranken einen Besuch machte und dort eine Geldgabe hinterließ; man schenkte „int Kranket“. Es kam aber auch vor, dass man seine Arbeitskraft der Familie des Kranken zur Verfügung stellte, etwa so, dass eine gesunde Frau für eine Erkrankte das wöchentliche Backen für die Familie übernahm oder ein gesunder Mann für einen Erkrankten seinen Acker bestellte. Allgemein musste sich jedermann verpflichtet fühlen, überall da unaufgefordert und ohne Entgelt mitzuhelfen, wo es unbedingt nottat.

Es kommt uns heute merkwürdig, ja fast unglaublich vor, dass diese Nachbarschaftshilfe ohne irgendeine obrigkeitliche oder kirchliche Organisation funktionierte. Aber sie klappte selbst in den schwierigsten Fällen. [...]

Die Schule

Im Gemeindeleben kam der Schule eine besondere Bedeutung zu. Sie war im engeren Sinn des Wortes eine echte „Volksschule“, weil alle Isinger Kinder sie durchliefen. Nur ganz selten trat ein Isinger Schüler in die benachbarte Realschule in Rosenfeld über. Die Aufgabe der Schule, die natürlich zu meiner Zeit schon staatlich geregelt war, wurde im Bewusstsein der Gemeinde immer noch von ihrer Bedeutung für das Gemeindeleben abgeleitet. In der Schule sollten die Kinder zwar Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, denn diese Fertigkeiten brauchte man im Leben. Aber allzu wichtig nahm man diese Fähigkeiten nicht; es gab genügend viele Beispiele von Leuten, die sich in der Schule in diesen Fertigkeiten schwergetan hatten und später tüchtige und geschätzte Bauern oder Handwerker geworden waren. Wichtiger war der Öffentlichkeit, dass die Kinder in der Schule das richtige Verhalten in der Gemeinschaft kennenlernten und sich daran gewöhnten.

Da war zunächst einmal die Frage des Schulbesuchs. In Isingen waren damals die größeren Schulkinder durchaus schon wichtige Arbeitskräfte, die man für den landwirtschaftlichen Betrieb brauchte. Die Schulferien wurden deshalb vom Lehrer im Verein mit dem Schultheiß nach den Bedürfnissen der Landwirtschaft festgelegt. Es wäre aber kaum möglich gewesen, dass außerhalb dieser „Vakanzen“ Eltern ihre Kinder vom Schulbesuch zurückgehalten hätten, weil diese an einem bestimmten Tag dringend zur Arbeit gebraucht worden wären. Auch wegen Krankheit und Unwohlsein war es nicht ganz leicht, vom Schulbesuch befreit zu werden. [...]

Dann war da die Frage des Fleißes, der ja in Isingen als eine besonders hohe Tugend galt. In der Schule und für die Schule hatte man Fleißaufgaben zu erledigen, die häufig im Abschreiben oder im Auswendiglernen von Texten und Liedern bestanden. Die auswendig gelernten Texte

wurden in der Schule „abgehört“; man musste sie vor den Mitschülern „hersagen“. Wer hier versagte, kam vor den Mitschülern und über sie in der ganzen Gemeinde in den Verruf, nicht fleißig zu sein. Oftmals teilte der Lehrer „Tatzen“ [= (Stock-)Schläge auf die Handflächen] aus, um diesen Fleiß zu erzwingen. Von den Mitschülern und den Eltern wurden diese Tatzen als angebracht und gerechtfertigt empfunden. Ich glaube, ein echtes Mitleid mit denjenigen, die einfach die Fähigkeit zum Auswendiglernen nicht hatten und deshalb immerfort Tatzen bezogen, ist uns allen fremd gewesen.

Am wichtigsten war aber, dass die Kinder in der Schule lernten, brav zu sein, sich also in die bestehende Ordnung einzufügen. Die herkömmliche Ordnung in der Schule verlangte, dass man während des Unterrichts immer aufmerksam war, nicht mit seinem Nachbarn schwätzte und bei Diktaten nicht spickte [= abschrieb]. Sie wurde in der Isinger Schule ziemlich rigoros überwacht. Wenn etwa ein Schüler seinen Spruch oder seinen Vers hersagte, waren die Mitschüler verpflichtet, Wort für Wort mitzudenken und in Gedanken mitzusprechen, auch wenn der Vers oder der Spruch fünf Mal hintereinander abgefragt wurde. Plötzlich konnte der Lehrer dem Vortragenden ein „Halt!“ gebieten und einen anderen Schüler zum Weitersprechen auffordern. Wehe, wenn er nicht sofort mit dem nächsten Wort fortfuhr! [...]

Als ich im Jahre 1911 eingeschult wurde, zählte mein Jahrgang neun Buben und fünf Mädchen. Der Lehrer erzählte unseren Müttern bei der Aufnahme, dass er jetzt 98 Schüler in seiner Schule habe, dass wir also mit unseren 14 Kindern genau den Mittelwert der sieben Jahrgangsklassen darstellten. Diese 98 Schüler in sieben Jahrgängen waren also in einer einklassigen Volksschule zusammengefasst und wurden von einem einzigen Lehrer unterrichtet und betreut. Aus den 98 Schülern hatte er zu-nächst zwei Klassen gebildet. Die für älteren Jahrgänge bildeten die „große Schule“, die drei jüngeren die „kleine Schule“. Beim Vormittagsunterricht waren die „Großen“ sommers von sieben bis zehn Uhr, winters von acht bis zehn Uhr, die „Kleinen“ von neun bis zwölf Uhr in der Schule. Von neun bis zehn Uhr waren also beide Klassen anwesend; sie waren aber räumlich getrennt, und der Lehrer widmete sich in unregelmäßigem Wechsel bald den Großen, bald den Kleinen. [...]

Die Kirche

In den äußeren Formen des Gemeindelebens kam der Kirche wohl noch eine größere Bedeutung zu als der Schule. Unabhängig von der inneren Einstellung gehörte es sich nach der Ortssitte, dass man getauft, konfirmiert, kirchlich getraut und christlich begraben wurde und dass man von der Konfirmation an jedes Jahr mindestens einmal zum heiligen Abendmahl ging. Darüber hinaus sollte man die Gottesdienste einigermaßen regelmäßig besuchen, mindestens an den hohen Feiertagen. Und wenn man sie an einem gewöhnlichen Sonntag schon nicht besuchte, so sollte man ihnen gegenüber doch einen gewissen Respekt zeigen. Während eines Gottesdienstes sollte man in der Öffentlichkeit keiner Arbeit nachgehen, sich auch nicht in der Arbeitskleidung zeigen.

Vom politischen Leben

Die Politik des Landes und des Reiches beeinflusste das Ortsgeschehen nur durch die Verwaltungsmaßnahmen der hohen Obrigkeit. Man musste Steuern bezahlen und die Gesetzesvorschriften erfüllen. Die Söhne wurden gemustert und mussten Soldat werden, auch wenn man sie als Arbeitskräfte im eigenen Betrieb notwendig gebraucht hätte. Auch die Pferde

wurden gemustert. Soweit sie tauglich waren, wurden sie in die Musterungsrolle eingetragen und mussten für den Kriegsfall bereitgehalten werden. Alle diese Maßnahmen der Obrigkeiten nahm man in Isingen als ein notwendiges Übel hin. [...]

Im Grunde genommen hatte man in Isingen von dem Herrscher eines Landes noch das Bild des gottgegebenen und begnadeten Fürsten der alten Zeit. Er sollte mächtig und nur Gott untertan und ergeben sein, zudem fromm und leutselig, reich und wohlthätig. Das Ideal des Kriegshelden und des Siegers war dagegen in diesem Bild wenig vertreten. [...]

Natürlich stand die Gemeindepolitik den Isingern viel näher als die hohe Landes- und Reichspolitik, bestimmte sie doch die Maßnahmen der Gemeinde, die jedem einzelnen den Anschluss an die wirtschaftliche und vielleicht auch an die kulturelle Aufwärtsentwicklung der Zeit ermöglichten. Sie bestimmte auch, wie der Fortschritt zu bezahlen ist. Die Verantwortlichen für die Gemeindepolitik, also der Schultheiß und die Gemeinderäte, waren Mitbürger, mit denen man lebte und mit denen man jeden Tag ins Gespräch kommen konnte. Sie erhielten ihr Mandat zwar durch eine Wahl, aber in der Zeit zwischen den Wahlen waren ihre Entscheidungen laufend der Beurteilung durch die öffentliche Meinung ausgesetzt, und sie mussten oftmals gegen die Kritik einzelner oder ganzer Gruppen vertreten und verteidigt werden. Man hatte also Grund genug, sich in der Gemeindepolitik eine eigene Meinung zu bilden und zu versuchen, seinem Willen öffentliche Geltung zu verschaffen.

Von dieser Willensbildung waren allerdings die Frauen nach der Ortssitte vollständig ausgeschlossen. Das Landesgesetz billigte ihnen das Wahlrecht nicht zu, die Ortssitte verlangte darüber hinaus, dass sie bei Gesprächen über öffentliche Angelegenheiten überhaupt nicht mitredeten. Wenn sie glaubten, etwas zu sagen zu haben, so sollten sie es durch einen Mann vorbringen lassen und selber bescheiden im Hintergrund bleiben [...]

Die unterste Stufe der politischen Willensbildung waren die Nachbarschaftsgespräche der Männer auf dem Feierabendbänke. An warmen Sommerabenden pflegten alte Männer nach Feierabend ihr „Bänke“ vors Haus zu stellen, um dort ihre Pfeife zu rauchen. Wenn die Nachbarn Zeit hatten, kamen sie und setzten sich dazu. Hier begannen die Gespräche über alles, was die Leute gerade beschäftigte, über das Wetter, über die Ernteaussichten, über Nachrichten aus aller Welt, über die Preise, natürlich auch über alles, was in der Gemeinde vor sich ging. Diese Gespräche gaben wohl nie Anlass zu hitzigen Auseinandersetzungen; ich habe den Eindruck, als ob die natürliche Ehrfurcht vor dem Alter jede Heftigkeit unterbunden hätte. Diese Gespräche auf der untersten Ebene gewöhnten also die Männer daran, die Meinung des anderen zunächst einmal sachlich anzuhören und zu über-denken, bevor man dagegen wettete. [...]

Aus: Max Frommer, *Vom Leben auf dem Lande*. Isingen 1910. Stuttgart 1983, S.9f. Und 229-301, Bild: Abb. 19

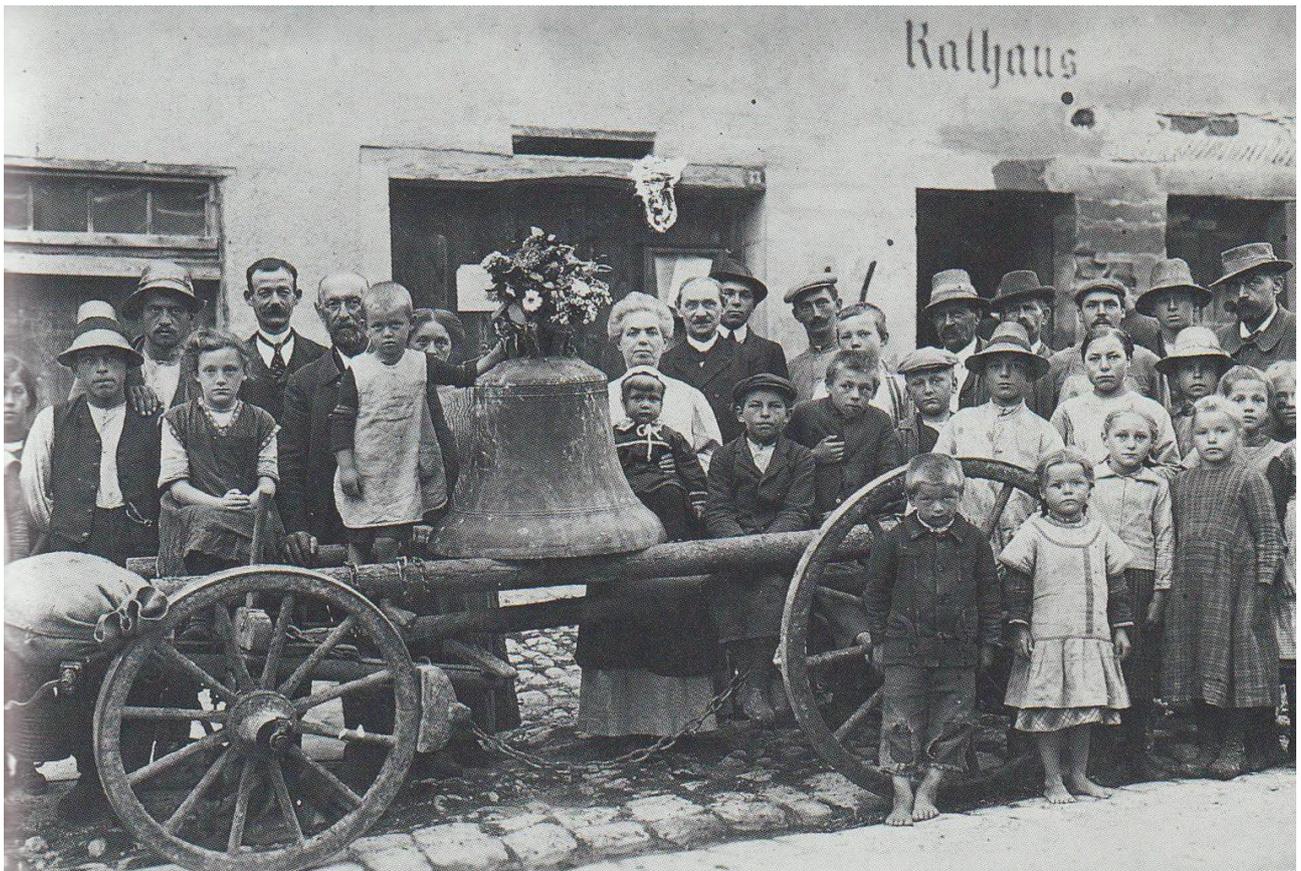


Abbildung 1: Abschied von der Glocke. 1918 sollte die Kirchenglocke für Kriegszwecke eingeschmolzen werden.